

Impressum

©Marc Weiherhof
Hasenbühlstraße 7, 8910 Affoltern a. A.
(SCHWEIZ)

Sei brav und besuche mich auf meiner Webseite:
marc-weiherhof.ch

Coverdesign: Marc Weiherhof mit KI-generiertem Bildmaterial
von OpenAI.

Hinweise:

Dieses explizite MM Dark Romance Buch ist urheberrechtlich geschützt. Jede unautorisierte Vervielfältigung, Weitergabe oder Verbreitung ist untersagt und kann zu Spanking führen.

Alle Figuren und Handlungen sind freie Erfindungen des Autors. Die in diesem Werk enthaltenen Illustrationen/Bilder wurden unter Verwendung generativer Künstlicher Intelligenz (OpenAI) erstellt und durch den Autor nachbearbeitet.

MARC WEIHERHOF

BRUTALLY
URBAN

Besitze mich

MW

Tropes

- Gang Leader x Prosecutor
- Power Imbalance
- Domination & Submission
- Morally Grey Characters
- Mutual Obsession
- Violence & Desire

Triggerwarnung

Dieses M/M Dark Romance Buch enthält Darstellungen von:

- Gewalt, körperliche Überlegenheit und Schusswaffengebrauch
- Entführung und Freiheitsentzug
- Sexuelle Gewalt und nicht einvernehmliche Situationen
- Machtungleichgewichten und dominanten sexuellen Dynamiken (Asphyxiophilie, Spiele mit Körperflüssigkeiten, Sexspielzeug)
- Psychischer Manipulation und emotionaler Abhängigkeit
- Mord, Verrat und organisierter Kriminalität
- Expliziten sexuellen Inhalten zwischen erwachsenen Männern

Hinweis zur mentalen Gesundheit

Deine mentale Gesundheit liegt mir am Herzen. Bitte lies die Triggerwarnung aufmerksam und nimm sie ernst. Die dargestellten Beziehungen sind bewusst düster, toxisch und moralisch ambivalent. Gewalt und Machtgefälle werden nicht romantisiert, sondern in ihrer Konsequenz gezeigt. Dieses Buch richtet sich an erwachsene Leserinnen und Leser ab 18 Jahren, die sich der behandelten Themen bewusst sind und MM Dark Romance gezielt lesen.

Über den Autor

Ich schreibe Gay-Romance-, Thriller- und Dark-Romance-Geschichten voller Herz, Humor und Spannung. Immer queer. Meine Bücher verbinden emotionale Tiefe mit Leidenschaft und führen Leserinnen und Leser an besondere Orte rund um die Welt.

Seit über zwanzig Jahren gehe ich gemeinsam mit meinem Mann durchs Leben. Wenn ich nicht gerade schreibe, reise ich gern, trinke Cola Zero oder versuche mich an der Gestaltung von Tonfiguren. Und: Katzenpapi forever.



Widmung

An all die bösen Jungs und Mädels, die von einem brutalen
Straßenganganführer um die Häuser New Yorks gejagt werden
und sich dabei hingeben wollen.

Figuren in der BU-Reihe Teil 1

Rafael ‘Rafe’ Calder | Anführer und Entscheider Blackout
Rafe glaubt nicht an Zufälle. Er glaubt an Kontrolle. Gewalt ist für ihn kein Ausbruch, sondern Werkzeug. Wenn etwas aus dem Gleichgewicht gerät, bringt er es zurück. Ruhig. Präzise. Notfalls brutal. Er denkt in Loyalität und Struktur. Wer zu ihm gehört, wird geschützt. Wer ihn verrät, verschwindet. Gefühle sind kein Problem, solange sie ihn nicht schwächen.

Julian ,Jules’ Crowe | Assistant U.S. Attorney, Cybercrime Division

Julian lebt von Mustern. Von Ordnung. Von Analyse. Er denkt schneller, weiter und länger als andere. Overthinking ist sein Schutzmechanismus und seine Superkraft. Er hat zwanghafte Persönlichkeitszüge, braucht Struktur, um ruhig zu bleiben. Im Beruf ist er hochfunktional. Im Privaten verliert er sich manchmal in Gedankenschleifen.

Kane | Rechte Hand. Vollstrecker

Kane ist Struktur in Bewegung. Loyal bis zur Selbstaufgabe. Er setzt um, was Rafe entscheidet, ohne zu zögern. Er denkt weniger, handelt schneller.

Nyx | Aufklärung. Beobachtung. Geek.

Nyx spricht wenig und speichert alles. Sie sieht Zusammenhänge, bevor andere sie benennen können. Informationen sind ihre Währung.

Cruz | Logistik. Wege. Flucht.

Cruz denkt in Routen und Alternativen. Er plant Ausgänge, bevor andere Eingänge betreten. Ohne ihn bewegt sich die Gang nicht effizient.

Vee | Finanzen. Cashflow. Verbindungen.

Vee weiß, dass Macht Geld braucht. Sie entscheidet, was sich lohnt und was nicht. Pragmatismus vor Emotion.

Jax | Crewmitglied

Er testet Grenzen, Menschen, Räume. Wenn jemand reagieren soll, schickt Rafe Jax.

Noah | Mitläufer. Anpasser.

Noah will dazugehören. Er ist aufmerksam, lernfähig, aber nicht führend. Er beobachtet, wo Macht liegt, und orientiert sich daran.

Nolan Pierce | Cybersecurity-Spezialist. Stratege im Hintergrund.

Pierce arbeitet nicht auf der Straße. Er arbeitet in Systemen. Er greift nicht direkt an, er verschiebt Parameter. Leise. Präzise. Unsichtbar.

RAFAEL ,RAFE'
CALDER



K1: Kalte Ordnung

Rafe

Der Tag droht eine Katastrophe zu werden. Nichts geht nach Plan. Zuerst entkommt mir doch tatsächlich ein Opfer. Die kleine Missgeburt springt genau in dem Moment in den Bus, als ich nach ihm greife.

Verdammter Feigling.

Danach verliert Kane den Geek von Ghostwire. Ein Computergenie mit zu viel Intellekt, aber zu wenig körperlicher Kraft. Warum passieren solche Fehler immer dann, wenn es um unsere erbittertsten Konkurrenten geht? Wahrscheinlich denkt das Schicksal, es könne mich ungefragt in den Arsch ficken.

Warum auch immer.

Wir waren seit zwei Tagen an ihm dran. Haben jede Bewegung überwacht. Sind ihm auf Schritt und Tritt gefolgt. Doch dann bemerkt uns der kleine Fucker und verschwindet in den Katakomben der Delancey Street-Essex Street Station.

Ausgerechnet dort.

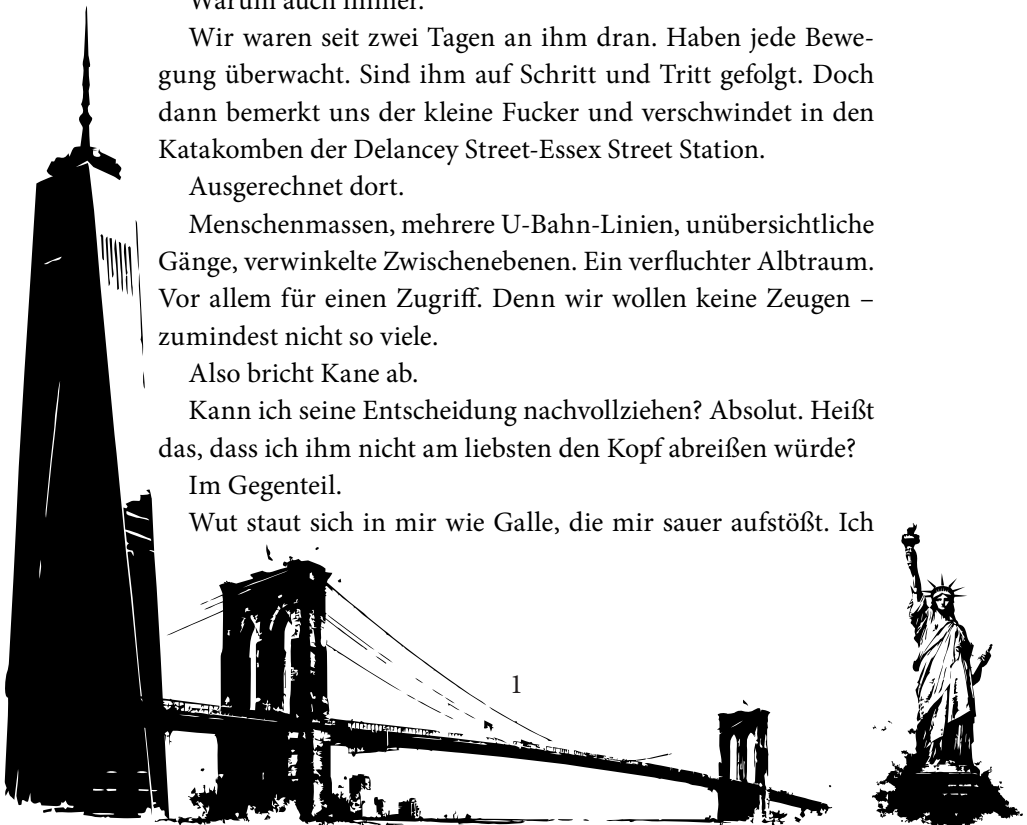
Menschenmassen, mehrere U-Bahn-Linien, unübersichtliche Gänge, verwinkelte Zwischenebenen. Ein verfluchter Albtraum. Vor allem für einen Zugriff. Denn wir wollen keine Zeugen – zumindest nicht so viele.

Also bricht Kane ab.

Kann ich seine Entscheidung nachvollziehen? Absolut. Heißt das, dass ich ihm nicht am liebsten den Kopf abreißen würde?

Im Gegenteil.

Wut staut sich in mir wie Galle, die mir sauer aufstößt. Ich



fühle mich, als zerfrisst mich dieses Gefühl von innen. Jetzt braucht es nicht mehr viel und ich explodiere.

Im wahrsten Sinne des Wortes.

Alles in mir schreit danach, jemanden zu verletzen. Einen anderen Menschen zu demütigen, zu dominieren. Nicht weil er es verdient hat. Sondern weil es mir ein Ventil gibt. Eine Möglichkeit, meiner Wut Luft zu machen.

So funktioniere ich einfach.

Ich war nie gut darin, Wut zu schlucken. Sie muss irgendwohin. Ich genieße es, wenn sie winselnd vor mir knien, mich mit zittriger Stimme anflehen, ihr beschissenes Leben zu verschonen. Tränen in den Augen, dieser verzweifelte Ausdruck darin.

Das turnt mich an, macht mich unsagbar geil. Weder ihr Schmerz noch ihr Blut interessieren mich. Es ist dieser Moment, in dem sie begreifen, dass ihr Leben in meiner Hand liegt. Wie ein Puppenspieler, der die Fäden seiner Marionetten zieht und entscheidet, wer stirbt und wer lebt.

Der bloße Gedanke daran lässt meinen Schwanz erwartungsvoll in der Hose zucken. So ein geiles Gefühl. Aber es macht süchtig. Fast noch mehr als die harten Drogen, die meine Jungs und Mädels als bloße Nebenbeschäftigung in den Straßen New Yorks verticken.

Trotz dieses unbeschreiblich elektrisierenden Rauschgefühls lasse ich die meisten mit dem Leben davonkommen. Im Gefängnis sitzen und verfaulen? Nicht meine erste Wahl! Obwohl ich in der Beengtheit des Knastes mit Sicherheit scharenweise Leichen anhäufen könnte – ein verlockender Gedanke.

Aber hier draußen bin ich nützlicher.

Der Knast nimmt dir Einfluss. Auf der Straße entscheide ich. Und ich war noch nie jemand, der sich bestimmen lässt. Außerdem trage ich die Verantwortung für Blackout. Der brutalsten und gefürchtetsten Straßengang dieser verfluchten Stadt. Manhattan, der Ort, wo Broadway-Darsteller genauso nach einer Daseinsberechtigung suchen, wie Börsenmakler, Anwälte und

eben Thugs.

Straßenkriminelle, wie ich.

Deshalb beseitige ich jetzt als erstes dieses verfluchte Chaos, das Kane mit seiner Entscheidung verursacht hat. Bevor ich auch nur daran denken kann, Dampf abzulassen, meinen niederen Trieben nachzukommen.

Der Weg zum Versteck frisst Zeit. Zu viel davon. Ich fahre Umwege, wechsele das Transportmittel, lasse mich treiben, nur um sicherzugehen, dass mir niemand folgt. Das ist Routine. Dinge, die funktionieren müssen, wenn sonst schon alles kippt.

Der Umweg gibt mir Zeit. Gelegenheit, die Arschlöcher zu beobachten, die mit mir im Bus fahren.

Sie reden, lachen, tippen auf ihren Geräten.

Ihnen ist nicht bewusst, wie nah sie an etwas sind, das sie nicht sehen können. Wie dicht sie an einer Schattenwelt dran sind, von deren Existenz sie noch nie gehört haben. Komplet in dem Dunkeln darüber, wie schnell ein Leben endet, wenn jemand wie ich entscheidet, dass es im Weg steht.

Sie haben im Moment nichts zu befürchten.

Blackout besetzt seit Jahren ein heruntergekommenes Gebäude, das zwischen zwei verlassenem Lagerhallen liegt. Beton, Metalltreppen, verbarrikadierte Fenster, die nichts verraten. Niemand mit einem Hauch gesundem Menschenverstand kommt hierher.

Darum ist es perfekt als Zentrale geeignet.

Gespräche brechen ab, als ich eintrete. Eine verdächtige Stille legt sich über den Raum. Blicke senken sich. Haltung wird angenommen. Niemand fragt, wie der Tag gelaufen ist.

Sie wissen es. Sie spüren es.

Kane wartet bereits, lehnt an der Wand. Seine muskulösen Arme verschränkt. Das Kinn noch angespannter als üblich. Seine blonden Haare sind kurz geschoren, fast militärisch. Das Metall in seinen Ohren fängt das Licht ein.

Der Blick bleibt ruhig.

Der grelle Schein der Neonleuchten schneidet hart über meine dunkle Haut. Ein Kontrast, der nichts verzeiht. Auf meinem Unterarm prangt das Herztattoo unserer Gang. Kein romantisches, sondern ein anatomisches Abbild des Organs. Jeder von uns trägt es irgendwo am Körper.

Als Zeichen unserer Verbundenheit.

„Bericht“, sage ich.

Er beginnt sofort. Kein Rechtfertigen. Keine Ausschmückung. Fakten. Wege. Zeitfenster. Während ich zuhöre und gleichzeitig prüfe, wer im Raum atmet, wer still ist, wer zu aufmerksam wirkt, spricht er.

Kane hat richtig gehandelt.

Das weiß ich. Und es macht mich trotzdem wütend. Nicht auf ihn. Sondern darauf, dass ich ihm vertrauen musste, dass ich nicht selbst dort war. Kontrolle ist kein Luxus. Sie ist Überleben. Wer sie verliert, verliert alles.

„Wir ziehen uns zurück“, sage ich, als er fertig ist. „Keine Bewegungen mehr heute Nacht. Keine Alleingänge. Von niemandem.“

Ein paar Köpfe heben sich. Einer will etwas sagen. Überlegt es sich anders.

Gut.

„Alles klar, Rafe“, bestätigt Kane mit einem Nicken, dann zieht er sich zurück. Jeder in meiner Gang weiß, was er zu tun hat. Nur so funktioniert das Business, das wir betreiben.

Ich drehe mich nicht sofort um, lasse den Raum atmen. Warte, bis die Spannung wieder auf mir liegt wie eine zweite Haut.

„Du“, sage ich und deute mit dem Kopf auf Noah. Er erstarrt. Einen Moment zu lang. Das reicht mir. „Komm her.“

Zögernd macht er einen Schritt. Dann noch einen. Seine Schultern sind zu steif. Sein Blick zu stolz.

Verfickter Fehler.

Ich schlage nicht sofort zu. Erst packe ich ihn. Greife in sein

Shirt, ziehe ihn nach vorne, bis seine Stirn fast meine Brust berührt.

Angst und Adrenalin dringen ihm aus jeder Pore.

„Weißt du, was heute schiefgelaufen ist?“, frage ich ruhig.

Er schüttelt den Kopf.

Der Schlag kommt unvermittelt. Kurz. Hart. Mit der flachen Hand. Nicht ins Gesicht. An den Hals. Genau dort, wo Luft knapp wird.

Er keucht. Die Knie geben nach. Sein Kopf läuft rot an. Ich halte ihn oben. Lasse ihn nicht fallen. Im Gegenteil, ich hebe ihn hoch, damit er auf Augenhöhe ist.

„Zu viel Bewegung“, sage ich. Nicht weil du versagt hast, sondern weil du geglaubt hast, du könntest schneller sein als der Plan. „Zu viel verfickte Eigeninitiative.“

Hart stoße ich ihn zurück und lasse ihn fallen. Er taumelt, stürzt, schlägt unsanft auf dem Boden auf.

Niemand hilft ihm auf. Alle schauen zu.

„Das war ein großer Fehler von dir“, sage ich. „Beim nächsten Mal werde ich nicht mehr so nett sein.“

Ich wende mich ab. Die Wut ist nicht weg. Aber sie ist geordnet. Gebunden. Unter Kontrolle. Mehr braucht es hier von mir nicht.

Also verlasse ich das Versteck.

Draußen ist die Luft kälter. Sauberer. Die Häuserschluchten der Lower East Side sind mein Zuhause, seit ich denken kann. Backstein, Feuerleitern, der Geruch von frittiertem Teig und abgestandenem Bier. Hier fühle ich mich richtig. An diesem Ort kenne ich jeden verfluchten Winkel. Jede mit Abfall vollgestopfte Gasse.

Jede noch so kleine Gefahr.

Ich ziehe die Kapuze tiefer ins Gesicht, gehe los und betrete wenig später die East Broadway Station. Einer der dreckigsten U-Bahnhöfe dieses Stadtteils. Penner. Graffitis. Spritzen. Dreck. Manhattan, meine fucking Heimat.

Andere sehen Lichter. Ich dagegen Risse. Andere sehen Glasfassaden. Ich Einschlagstellen.

Kaum setzt das Kreischen des Zuges ein, fliegt mir der Müll der halben Stadt um die Ohren – willkommen im Untergrund. Mit der U-Bahn fahre ich Richtung Financial District. In diesen Schluchten aus Stahl und Glas wird Arroganz wie eine Uniform getragen. Jeder Blick auf ihre Luxusuhr ist ein Mittelfinger an den Rest der Welt, während die Upper Class in ihren klimatisierten Panzern durch ein New York rollen, das sie nur aus der Distanz kennen. In dieser Welt fühlen sie sich überlegen.

Dabei ist das Gegenteil der Fall.

Es sind erbärmliche Kreaturen, die nach Macht und Geld streben, ohne jemals anzukommen oder ihre Ziele je zu erreichen.

Marionetten der Gesellschaft.

Und einer von ihnen wird mein nächstes Opfer.

Einer, der glaubt, dass Regeln ihn schützen.

JULIAN 'JULES'
CROWE



K2: Brutale Gewissheit

Julian

Der Fall ist abgeschlossen. Zumindest offiziell und auf Papier. Abgeschlossen ist in der Juristerei ein sehr dehnbare Begriff. Ein Einspruch, ein Verfahrensfehler oder das Weiterziehen ans Bundesgericht, mehr braucht es nicht, um ein Urteil ins Gegenteil zu verkehren. Neuerdings genügt auch die Einmischung eines launischen Präsidenten, um Justitia ins Straucheln zu bringen.

Das glorreiche US-Rechtssystem.

Die Jury hat entschieden, der Richter hat das Urteil bestätigt. Meine Argumentation war sauber, die Beweise ausreichend, die Schlussfolgerung logisch. Ich habe geliefert. So, wie es von mir erwartet wird.

So, wie ich es mir selbst abverlange.

Und trotzdem fühlt es sich nicht wie ein Sieg an. Eher wie das leise Zuschlagen einer Tür, hinter der etwas weiterarbeitet.

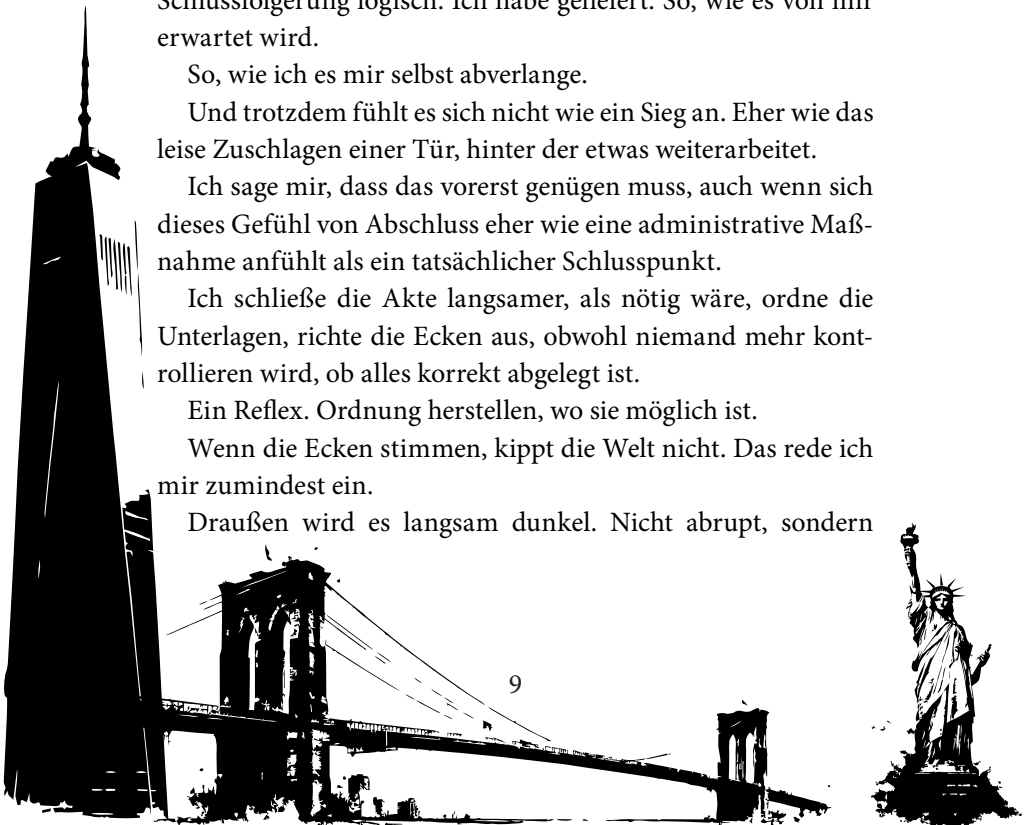
Ich sage mir, dass das vorerst genügen muss, auch wenn sich dieses Gefühl von Abschluss eher wie eine administrative Maßnahme anfühlt als ein tatsächlicher Schlusspunkt.

Ich schließe die Akte langsamer, als nötig wäre, ordne die Unterlagen, richte die Ecken aus, obwohl niemand mehr kontrollieren wird, ob alles korrekt abgelegt ist.

Ein Reflex. Ordnung herstellen, wo sie möglich ist.

Wenn die Ecken stimmen, kippt die Welt nicht. Das rede ich mir zumindest ein.

Draußen wird es langsam dunkel. Nicht abrupt, sondern



schleichend, als würde die Stadt zögern, den Tag endgültig loszulassen. In einiger Distanz spiegeln die Glasfassaden des Financial District das rote Licht der untergehenden Sonne. Gesichter und Bewegungen überlagern sich. Der obere Teil des One World Trade Centers ist in einen magischen Glanz gehüllt. Ich stehe einen Moment am Fenster im zehnten Stock und blicke nach unten, bevor ich mir das Jackett überziehe und das Büro verlasse.

Auf dem Weg nach draußen nicke ich Menschen zu, die ich morgen wiedersehen werde. Kurze Gesten. Professionell. Unverbindlich.

„Wir spielen das alle ziemlich gut.“

Niemand fragt nach dem Fall. Keine Sterbensseele will es wirklich wissen. Das ist angenehm und beunruhigend zugleich.

Die Straße empfängt mich mit Lärm, mit Bewegung, mit dieser Mischung aus Zielstrebigkeit und Müdigkeit, die New York abends fast immer ausstrahlt. Leute gehen an mir vorbei, telefonierend, diskutierend, lachend, als gäbe es keinen Grund, langsamer zu werden, aufzublicken, oder einen anderen Menschen zu grüßen.

Ich gehe Richtung U-Bahn-Station City Hall, durchquere den Foley Square und halte mein Tempo bewusst gleichmäßig, als ließe sich der Tag dadurch sauber abschließen.

Im Bahnhof ist es wärmer, stickiger, voller. Zu viele Körper, zu viele Geräusche, zu viele Möglichkeiten, den Überblick zu verlieren.

„Statistisch gesehen passiert nichts.“

Ich stelle mich an den Plattformrand und beobachte, ohne es wirklich zu wollen, was die Menschen um mich herum machen. Wer zu nah kommt. Wer ausweicht. Wer mich ansieht und wer nicht.

Der abgeschlossene Fall drängt sich wieder in meine Gedanken, nicht als Erinnerung, sondern als Abfolge von Alternativen. Was hätte anders laufen können. Was übersehen wurde.

Was vielleicht niemand sehen wollte. Ich schiebe es beiseite, so gut ich kann.

„Nicht jetzt.“

Der Zug fährt ein und kommt mit einem quietschenden Geräusch zum Stehen, der mir das Wasser in die Augen treibt. Der Geruch nach verbrannten Bremsbelägen dringt in meine Nase. Ich betrete den Wagen, suche mir einen Stehplatz mit Übersicht, Rücken zur Wand, Blick in die Menge. Es ist eine Angewohnheit, die ich nie losgeworden bin.

Kontrolle beginnt mit der Positionierung.

Und ich merke nicht, dass ich mich gerade selbst falsch positioniere.

Während der Zug abfährt, breitet sich diese bekannte Leere aus. Der Moment nach dem Abschluss eines Falls, wenn der Druck nachlässt, aber nichts nachkommt, das ihn ersetzt. Ich atme aus, sage mir, dass das normal ist, dass man sich daran gewöhnen muss, dass Stille kein Feind ist.

Zu Hause wartet nichts, das mich ablenkt. Ein ruhiges Apartment, gedämpftes Licht, klare Linien. Ich werde mir etwas zu essen machen, ohne wirklich Hunger zu haben, vielleicht noch etwas lesen, vielleicht einfach in meinem Sessel sitzen und so tun, als wäre das ausreichend.

Ich weiß, dass ich abschalten sollte.

Mir ist schleierhaft, wann ich aufgehört habe, es zu können. Manchmal verfluche ich die komplexe Maschinerie, die mir das Schicksal bei der Geburt zugedacht hat und die ich auch nach fünfunddreißig Jahren nicht komplett zu beherrschen weiß.

Meine Gedanken, mein Gehirn, mein Sein.

Während der Zug durch den Tunnel scheppert und über die Gleise kreischt, habe ich plötzlich dieses Gefühl, beobachtet zu werden.

„Das bildest du dir ein. Entspann dich mal, Jules.“

Nicht konkret, kein Blick, den ich benennen könnte, nur eine Art Präsenz, die sich meinem Zugriff entzieht.

Ich zwingen mich, ruhig zu bleiben, schließe kurz die Augen, zähle die Haltestellen. Als die Bahn in die nächste Station einfährt und die Türen aufklappen, steige ich unvermittelt aus.

„Spontanität wird unterbewertet.“

Viel zu früh. Bis SoHo sind es noch ein paar Stationen. Aber ich habe gerade entschieden, in Chinatown zu essen. Die Vorstellung allein zu Hause zu sitzen und ein Mikrowellengericht in mich hineinzuschaukeln, hat mich deprimiert. Außerdem will ich diesem Gefühl des Beobachtetwerdens entkommen.

In diesem Stadtteil ist es den Menschen egal, wie du aussiehst, dass du nicht wirklich Appetit auf ein kulinarisches Highlight hast und dass du das Essen nicht zu schätzen weißt, das sie dir servieren.

Gleichgültigkeit ist mir jetzt willkommen.

Menschen drängen sich zu dicht an mir vorbei, streifen meine Schultern, stoßen mich an, ohne stehen zu bleiben oder sich zu entschuldigen. Ich werde mitgeschoben, eingesogen, weitergetragen, als wäre ich Teil eines Ameisenhaufens, der sich in eine einzige Richtung bewegt.

Als ich die Station über die abgewetzten Stufen verlasse, beschleicht es mich wieder. Dieses Gefühl beobachtet zu werden. Ich drehe mich um, aber entdecke niemanden, der mich verdächtig mustert oder zu dicht hinter mir geht.

„Beruhige dich, es ist nichts“, wiederhole ich immer wieder in Gedanken, bis ich die kühle New Yorker Abendluft erreiche. Der Duft von süßlichem, frittiertem Essen und Gewürzen steigt mir in die Nase.

Mein Magen knurrt.

„Jaja, du bekommst ja gleich was.“

Es war ein langer Tag bei Gericht – viele Stunden Vorbereitung, dann die Verhandlung vor der Jury, Zeugenaussagen und die Schlussplädoyers. Erstaunlicherweise fühle ich mich im Gerichtssaal wohl. Dort hinterfrage ich nicht alles, was meine Person angeht, dort funktioniere ich, wie ich sollte. Dort fühlt

sich mein Leben geordnet an.

Ich kenne Abläufe, Protokolle, Vorgehen.

„Das ist mein Überlebenstrick.“

Aber hier draußen, in der ‚richtigen‘ Welt, fühle ich mich irgendwie verloren. Hier gibt es keine klaren Argumente. Keine Einwände. Keine Einordnung. Nur Instinkt. Und meiner funktioniert außerhalb des Gerichtssaals erschreckend schlecht.

Hier draußen gibt es zu viel Ablenkung, zu viele Entscheidungen, die getroffen werden müssen. Zu viele Gefahren, die ich nicht einordnen kann. Die ich nicht einmal kenne, wenn wir schon davon sprechen.

In dieser Stadt gibt es zu viele Resultate von Gleichungen, an die ich noch nicht einmal gedacht habe. Das macht mir Angst. Meine Gedanken kreisen. Darüber, wie ich wirke. Was andere Menschen von mir halten könnten. Ob meine Kleidung den sozialen Ansprüchen genügt. Ob meine Frisur sitzt. Hier in dieser ungestümen Realität des richtigen Lebens fürchte ich mich vor Bakterien, Viren, davor, in etwas zu greifen, das mich krank macht.

Im Gerichtssaal kann ich das alles ablegen.

Zum Glück. Die diversen Therapeuten, die ich über die Jahre aufgesucht habe, haben mich mit zahlreichen Fachbegriffen bombardiert und Diagnosen gestellt, die ich nicht verstehe. Von Angststörung über erhöhte Wachsamkeit bis hin zu OCD-Tendenzen.

Helfen konnten sie mir alle nicht.

Solange ich meinen Job habe, kann ich funktionieren. Alles andere ist nebensächlich. Zumindest rede ich mir das ein, um die Maschinerie in meinem Kopf zumindest ansatzweise zufriedenzustellen.

Ein paar Hundert Meter vor mir entdecke ich ein kleines chinesisches Restaurant. Die hell erleuchtete Fassade mit den übergroßen Lebensmittelplastiken übt eine magische Anziehung auf mich aus.

Also steuere ich darauf zu.

Der Stoß kommt von der Seite. Komplette unerwartet. Zu gezielt, um ein Versehen zu sein. Meine Schulter wird nach vorne gedrückt, mein Fuß rutscht weg, und bevor ich reagieren kann, verliere ich die Balance. Ich taumle ein paar Schritte und falle. Ein Müllcontainer bremst meinen Sturz.

Abrupt und schmerzhaft.

Die Geräusche der Hauptstraße werden gedämpft. Stimmen verschwimmen. Schmerz schießt pulsierend durch meinen Arm. Als ich langsam wieder festen Stand habe, schaue ich auf.

Ein breiter Mann baut sich vor mir auf.

„Das ist jetzt aber sehr ungünstig.“

Er wirkt übermenschlich groß, das Licht der Straßenlaterne bescheint ihn von hinten, verleiht ihm etwas Dämonisches, etwas Übernatürliches. Meine Augen brauchen einen Moment, bis seine Silhouette klarer wird. Er trägt einen dunklen Hoodie, die Kapuze tief ins Gesicht gezogen. Darunter eine schwarze Sturmhaube. Drei Löcher, zwei für die Augen und eins für den Mund.

Angst flammt in mir auf wie ein Buschfeuer.

Mein Atem kommt schneller, meine Handflächen werden feucht. Mein Blick findet seine Augen und ich zucke zusammen.

Emotionslose Gleichgültigkeit strahlt mir entgegen.

Und genau das trifft mich. Keine Wut. Kein Hass. Kein Triumph. Nur Leere. Als wäre ich für ihn bereits entschieden. So etwas habe ich noch nie gesehen. Es ist, als ob sämtliche Menschlichkeit aus seinen Augen verschwunden ist.

Sie wirken leer. Beinahe tot.

„Scheiße.“

Langsam wandert mein Blick tiefer, auf das Messer, das er in der Hand hält. Das Licht reflektiert auf dem polierten Material.

„Gib mir deine Kohle.“

Mehr sagt er nicht. Seine Stimme ist tief, beinahe brummend. Ich schlucke trocken und nicke mechanisch. Mit zitterigen Fin-

gern versuche ich, meinen Geldbeutel aus der Tasche meines Jacketts zu befreien. Die Panik, die meinen Körper wie eine Geisel gefangen hält, verhindert, dass ich ihn sofort zu fassen bekomme.

„Mach schon!“

Endlich schaffe ich es und strecke ihm meine Brieftasche entgegen. Ich bin so nervös, dass mir das Leder aus den Händen gleitet und auf den Boden fällt. Ein dumpfes Geräusch erklingt. Ein paar Münzen kullern über den Asphalt davon.

„Unfähig einen simplen Befehl zu befolgen?“, entgegnet der Fremde mit dieser gefährlich tiefen Stimme. „Beschissener Versager.“

Angst droht mir die Kehle zuzuschnüren.

Schnell bücke ich mich nach der Brieftasche und hebe sie auf. Doch bevor ich mich wieder erheben kann, landet die Hand des Fremden auf meiner Schulter – er drückt mich nach unten.

Meine Knie geben nach.

Dumpfer Schmerz schießt mir durch den gesamten Körper, als meine Gelenke auf dem harten Straßenbelag aufschlagen.

Ein Keuchen entweicht mir.

„Bitte, ich gebe dir alles“, entgegne ich wimmernd, während ich ihm meinen Besitz hinhalte, als wäre es eine Opfergabe an eine unbekannte Gottheit. Obwohl mich die Angst beinahe lähmt, kann ich meinen Blick nicht von ihm nehmen.

„Was ist los mit mir? Warum bin ich von diesem Kerl derart fasziniert? Er könnte mich töten. Er wird mich vermutlich töten. Und trotzdem ziehen mich seine Augen an, als wäre ich ein willenloser Zombie. Reiß dich zusammen, Jules.“

Ich kenne dieses Gefühl. Nicht in dieser Form. Aber ich kenne es. Es ist derselbe Impuls, der mich im Gerichtssaal ruhig werden lässt, wenn alles eskaliert. Wenn jemand die Kontrolle übernimmt.

„Wieso starrst du mich so an?“

„Scheiße, verfluchte.“

Sofort schüttle ich den Kopf und blicke zu Boden. Nur für einen Moment. Dann wieder nach oben. Ich kann nicht anders. Es ist, als würde etwas in mir nachsehen wollen, ob er noch da ist. Ob er sich bewegt hat. Ob er nähergekommen ist.

Wir starren uns an.

Sekundenlang.

Er steht über mir, groß, breit, eine massive Präsenz. Ich kauere vor ihm, zu tief, zu klein, wie ein verdammter Wurm, der instinktiv weiß, dass Wegkriechen keine Option ist.

Seine Nähe ist erdrückend.

Nicht weil er sich bewegt, sondern weil er es nicht tut. Noch immer liegt seine Hand auf meiner Schulter und meine Haut beginnt zu kribbeln, dort wo er mich berührt.

Die Stille zwischen uns spannt sich wie etwas Greifbares.

Mein Mund ist trocken. Ich versuche, zu sprechen, irgend-etwas zu sagen, doch kein Laut findet den Weg nach draußen. Mein Körper hat beschlossen, still zu sein – wenn man von dem Loch absieht, das in meinem Magen entsteht, und droht, mich komplett zu verschlucken.

Egal, wie sehr ich dagegen ankämpfe, ich kann meine Augen nicht von ihm nehmen. In meinem Kopf beginnen sich Bilder zu materialisieren. Situationen, die meinen Herzschlag beschleunigen und meinen Körper reagieren lassen.

Ein Lächeln legt sich auf seine sinnlich geformten Lippen. Kein freundliches. Eines, das nichts verspricht und alles nimmt.

„Hm ... ich sehe schon, was du für einer bist“, haucht er so leise, dass ich es fast überhöre.

Ich schließe die Augen. Ein Reflex. Dumm. Gefährlich. Ich habe zu viel zu schnell verraten.

Der Gedanke trifft mich wie ein Fausthieb in den Magen. Jetzt könnte alles kippen. Nicht wegen des Geldes. Sondern wegen mir. Wegen einer Wahrheit, die ich nicht länger unterdrücken kann – und die mich jetzt zur Beute macht.“

Mein Magen zieht sich zusammen.

„Wirst du mich jetzt einfach abstechen, ein Stich in die Brust, wie bei den armen Schweinen im Schlachthof?“

War das gerade genug, um ihn gewaltbereit zu machen? Ich zwingte mich, die Augen wieder zu öffnen. Sein Blick ruht noch immer auf mir. Ruhig. Prüfend. Als hätte er bereits entschieden, was er mit mir tun will.

Er kommt einen Schritt näher. Seine Hand löst sich von meiner Schulter, nur um mir im nächsten Moment die Brieftasche aus den Fingern zu ziehen. Ich habe nicht einmal gemerkt, dass ich sie noch festhalte.

Kurz wühlt er darin herum. Papier raschelt. Karten gleiten durch seine Finger.

„Wo ist das verfluchte Cash?“ Seine Stimme ist ruhig, fast gelangweilt. „Wieso sind hier nur zwanzig Dollar und ein paar verflixte Kreditkarten?“

Ich antworte nicht. Kann es nicht. Meine Gedanken liegen verstreut irgendwo zwischen Angst und etwas anderem, das ich mir nicht einzugestehen bereit bin.

Sein Blick hebt sich wieder zu mir. Wartend. Prüfend. Und ich weiß instinktiv, dass Schweigen keine Option ist.

Und dennoch kann ich keine Worte formen. Gerade fühlt es sich so an, als wäre mein Sprachzentrum mit einer Injektion Narkotika außer Gefecht gesetzt worden.

Mit der flachen Hand schlägt er mir ins Gesicht.

Unvermittelt.

Der Schmerz explodiert in meiner Wange, mein Kopf schnell zur Seite. Für einen Moment verliere ich jegliche Orientierung. Sterne tanzen vor meinen Augen. Die Haut brennt dort, wo er mich getroffen hat.

Wie Feuer.

„Rede“, sagt er ruhig, doch die Drohung ist deutlich. „Oder ich entscheide für dich, welches Körperteil ich dir als erstes abschneide, du verdammte Missgeburt.“

Er hebt die andere Hand.

Das Messer ist plötzlich da. Zu nah. Die kurze, scharfe Klinge kommt näher. Der Stahl ist auf Hochglanz poliert und fängt das schummrige Licht ein, wirft es mir wie ein Scheinwerfer entgegen. Der Griff ist schwarz. So schwarz wie die Hand, die ihn umschlossen hält.

Sicher. Ohne Zittern.

Panisch lehne ich mich zurück. Mein Rücken stößt gegen kalten Stein. Kein Ausweg. Ich bin gefangen, wie eine Laborratte in einem Käfig, kurz bevor das nächste Experiment beginnt.

Er führt die Klinge an meine Wange. Langsam. Bedacht. Die Schneide gleitet kratzend über meine Haut. Kühl und präzise. Sie ritzt mich leicht, gerade genug, um mir zu zeigen, wie wenig es braucht.

Kein Schnitt. Noch nicht.

„Ich warte“, raunt er. Seine Stimme ist dicht an meinem Ohr. „Aber nicht mehr lange.“

Mein Atem kommt stoßweise. Mein Mund öffnet sich, bevor mein Kopf einen klaren Gedanken fassen kann.

„Ich ... ich brauche kein Bargeld“, bringe ich erstickt hervor. Meine Stimme klingt fremd. Zu hoch. Zu brüchig. „Ich bezahle meistens mit der Bezahlungsfunktion meines Smartphones.“

Mir entweicht ein unkontrolliertes Keuchen.

Ich hasse mich dafür. „Entschuldige“, setze ich an, verliere mich. „Ich ... äh ... vielleicht gehen wir zu einem Bankautomaten. Ich kann dir Geld herauslassen. So viel, wie du willst.“

Kaum habe ich die Worte ausgesprochen, weiß ich, wie dumm sie klingen. Wie verzweifelt. Wie hoffnungslos.

Sein Blick bleibt auf mir liegen. Schwer. Unbeweglich.

Und ich habe das sichere Gefühl, dass ich gerade alles falsch gemacht habe.

Ein Lachen erklingt.

Tot, wie seine Augen. Und doch liegt etwas darin, das tief in mir etwas auslöst. Ein alter, animalischer Instinkt regt sich. Nicht Flucht. Etwas anderes.

Etwas, das ich nicht benennen will.

Ich bin hart. Unbeschreiblich hart und gleichzeitig spüre ich dieses verdächtige Ziehen tief in den Hoden. Mein Körper weiß ganz genau, was er braucht, auch wenn es mein Gehirn noch nicht verarbeitet hat.

„Willst du mich verarschen.“

Kein Fragezeichen.

Die flache Hand trifft mein Gesicht erneut. Mein Kopf wird zur Seite gerissen, der Schmerz breitet sich sofort aus, dann schlägt er mir mit der Faust in den Magen.

Ich keuche, ringe nach Luft.

„Nein. Nein“, stoße ich hervor, während ich verzweifelt versuche, die unangenehmen Empfindungen in den Untergrund zu drängen. „Bitte. Ich sage die Wahrheit. Du musst mir glauben.“

Er antwortet nicht sofort. Lässt die Worte hängen.

„Ich geh mit dir nicht zur Bank“, sagt er ruhig. „Überall Kameras.“ Seine freie Hand fährt über die Kapuze. Ein kurzes Schütteln des Kopfes, dann fischt er etwas aus meiner Brieftasche – wahrscheinlich der Zwanziger – und wirft sie achtlos hinter sich in die Gasse.

Er atmet langsam aus.

„Was für ein beschissener Tag.“ Dann ist sein Blick wieder auf mir. Schwer. Leer. Fest. Dann macht er einen Schritt näher. Der Abstand ist jetzt bedeutungslos. Seine Augen mustern mich, er lässt sich Zeit.

Ich halte den Atem an.

„Vielleicht machen wir das anders“, sagt er leise und kommt noch einmal näher. „Du sorgst einfach dafür, dass es sich trotzdem für mich lohnt.“

Er legt die freie Hand in seinen Schritt und zwingt meinen Blick dorthin. Die Härte darunter ist unmissverständlich. Unter der dunklen Jeans zeichnen sich die Konturen seines massiven Glieds ab.

Ich schlucke trocken. Dann noch einmal.

„Vielleicht lasse ich dich am Leben und verzichte darauf, dir eine neue Fresse zu schlitzen“, haucht er. Mit einem kurzen Nicken deutet er auf seinen Schritt. „Wenn du etwas für mich tust.“

Die flache Hand trifft mein Gesicht erneut.

„Mach die Hose auf. Los.“

Meine Finger finden seinen Gürtel, öffnen ihn, rutschen zum Knopf, dann zum Reißverschluss. Die dunklen Boxershorts kommen zum Vorschein. Der Stoff sitzt eng und zeichnet die Umrisse seines massiven Schwanzes nach. Ein feuchter Fleck dort, wo der Stoff seine Eichel gegen den Körper presst.

„Worauf wartest du noch?“

Vorsichtig greife ich nach dem Bund der Shorts und ziehe sie herunter.

Sein Penis schwingt frei.

Dann tritt er noch einen Schritt näher und schlägt mir mit seinem halbhartem Schwanz ins Gesicht. Links. Rechts. Meine Wangen brennen dort, wo er mich berührt hat.

Er riecht herb.

Nach Mann. Und Schweiß. Nach einem ganzen Tag in warmen Shorts und einer Jeans. Der Duft eines Mannes, der in den Straßen zu Hause ist, sich nimmt, was er braucht, ohne Rücksicht auf das Gegenüber.

Ekel steigt in mir hoch.

Noch nie in meinem Leben habe ich so etwas erlebt. Alles an dieser Situation ist abartig und abstoßend. Und trotzdem meldet sich dieser urzeitliche Instinkt wieder zu Wort.

Überleben. Aber da ist mehr.

Ich kann es noch nicht benennen. Mein Körper reagiert anders, als er sollte. Mein eigener Penis ist hart und verlangt nach Aufmerksamkeit und Berührung.

„Wie abgefickt ist das denn?“

Als er mir seine Eichel übers Gesicht zieht, markiert er mich mit einer feuchten Spur. Ich weiß nicht, ob es Pre-Cum ist oder

Pisse.

Es ist mir egal.

Das hier fühlt sich verboten an. Gefährlich. So sehr, dass mein sonst so aktives Gehirn komplett aussetzt. Keine Gedanken, die sich überschlagen und mich lähmen. Nur Wahrnehmung. Nur Reaktion.

Zögerlich öffne ich den Mund.

Kurz spielt er mit dem riechenden Kolben an meinen Lippen, dann dringt er in meinen Mund ein, nimmt ihn in Besitz. Als würde ich ihm gehören. Als gehöre ihm mein ganzer Körper.

Er ist groß. Länger und dicker, als ich es kenne.

„Hm ... du bist ein kleines Naturtalent“, raunt er mir mit tiefer Stimme direkt ins Ohr.

Der Lufthauch lässt mich erzittern.

Gänsehaut breitet sich auf meinem gesamten Körper aus und etwas Warmes löst sich aus meinem eigenen Penis. Ohne Zweifel Pre-Cum, und das nicht zu gering. Mit einem Stich aus Scham und Erregung begreife ich, dass mein Fleisch dieses verwerfliche Spiel längst angenommen hat.

„Ich glaube nicht, dass du das zum ersten Mal machst.“

Neben mir blitzt das Messer auf.

„Gib dir mehr Mühe“, sagt er ruhig. „Oder soll ich dich daran erinnern, was auf dem Spiel steht?“

Ich schüttele den Kopf und nehme ihn tiefer in mich auf. Meine Zunge beginnt, gierig um seine Eichel zu spielen, ihn zu reizen. Ich weiß nicht, warum ich mich darauf einlasse.

Gut, er bedroht mich mit einem Messer.

Und trotzdem regt sich etwas in mir, das ich lange erfolgreich zum Schweigen gebracht habe. Es ist nicht neu. Nur lange begraben. Unter Regeln. Unter Protokollen. Unter dem Bedürfnis, korrekt zu sein.

Und dieses Etwas genießt diese Situation, mag es, benutzt zu werden. Mehr, als ich mir jemals eingestehen würde.

„Gefällt dir das, du widerlicher Schwanzlutscher?“

Ich nicke und stöhne um seine Härte. Scham, Verwirrung und Ekel jagen einander durch meinen Kopf. Ich spüre, wie er weiter anschwillt, wie Blut nicht nur durch seine, sondern auch durch meine Adern schießt.

„Dann verwöhn ihn“, knurrt er. „Als hinge dein Leben davon ab.“

Ein grollendes Lachen entweicht ihm.

„Gut“, fügt er hinzu, „tut es ja auch.“

Die Spitze seines Schwanzes dringt tiefer vor, bahnt sich den Weg in meine Kehle. Ich keuche, versuche dem aufkommenden Drang zu widerstehen. Er füllt mich fast vollständig aus.

Luft wird knapp. Tränen schießen mir in die Augen.

Seine freie Hand wandert an meinen Nacken. Er zieht mich näher und drängt sich gleichzeitig noch tiefer in meinen Rachen.

„Kaum Würgereflex“, stellt er mit einem beinahe zufriedenen Brummen fest. „Vielleicht ist der Tag doch noch nicht verloren. Verdammte Scheiße, ist das geil.“

Ruckartig zieht er sich zurück, greift mir ins Haar und reißt meinen Kopf nach hinten. Er ist so nah, dass mir sein Duft in die Nase steigt.

Moschus. Pinien. Schweiß.

Mit einem Funkeln in den Augen, das die tote Ausstrahlung für einen Sekundenbruchteil vertreibt, beugt er sich herunter. Seine rauen Fingerkuppen bohren sich schmerzhaft in meine Wangen. Es fühlt sich an, als wäre ich in einem Schraubstock gefangen. Bevor der Schmerz zu heftig wird, öffne ich die Lippen.

Er spuckt mir in den Mund. Einfach so.

Und obwohl ich es abstoßend finden müsste, reagiert mein Körper auf die Markierung nicht mit Abscheu, sondern mit Erregung. Eine Kettenreaktion wird losgetreten. Mein Penis zuckt vor Verlangen. Lusttropfen nässen meine Shorts.

„Das ist jetzt wirklich unangebracht.“

Er richtet sich auf, zieht hoch und spuckt mich erneut an. Die

ecklige Flüssigkeit landet auf meiner Stirn. Er markiert mich, und die letzten Gedanken in meinem watteartigen Gehirn lösen sich mit dieser Gewissheit auf.

Ohne es zu wollen, stöhne ich.

„Willst du mein Sperma fressen, Hure?“

Ohne eine Antwort abzuwarten, dringt er erneut in meinen Mund ein, gleitet über meine Zunge und stößt mir in den Rachen.

Ich wüрге kurz, atme durch die Nase, nehme ihn tiefer auf.

Der Urinstinkt in mir will ihm gefallen, will, dass es unvergesslich für ihn wird. Also lecke, sauge, necke und spiele ich über seine Eichel und den dicken, mit Adern durchzogenen Schaft. Meine Hände finden den Weg an die Wurzel, umschließen sie fest.

Dieser Schwanz ist überwältigend.

Mein Blick findet seinen. Und ich weiß, dass ich etwas richtig mache. In seinem Gesicht ist mehr Leben als zuvor. Seine Augen funkeln mit etwas, das ich nicht benennen kann.

Lust, Geilheit oder gar Verlangen?

Was auch immer es ist, es macht mich süchtig. Ich will mehr davon. Alles davon. Sein Blick, der leicht geöffnete Mund, die sinnlichen Lippen, die Sturmhaube, das Stöhnen.

Ich hinterfrage nicht.

„Das kommt später.“

Ich funktioniere.

Und zum ersten Mal fühlt sich dieses Funktionieren nicht wie Anpassung an. Sondern wie Befreiung.